

Nr. 272 Bydgoszcz / Bromberg, 29. November 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.

(1. Fortsetzung.) ——

Ein paar derbe Fäuste bummerten unbarmherzig gegen das dünne Holz der Tür. Eine keifende Frauenstimme schrie: „Aufstehen! Aufstehen! Ich hab's Ihnen doch gesagt, daß meine Geduld am Ende ist. Raus, machen Sie, daß Sie 'rauskommen! Ich brauch' das Zimmer! Ich hab' neue Mieter! Das könnte Ihnen wohl so passen, bis mittags um zwölf Uhr im Bett herumzulungern, Sie Faulpelz, anstatt lieber zuzusehen, wie ich zu meinem Gelde komme."

Als keine Antwort ertönte, drückte die Frau wütend die Klinke nieder und wäre beinahe vornüber in das Zimmer gefallen, denn zu ihrer Überraschung war die Tür nicht verschlossen. Die Frau faßte sich, blieb auf der Schwelle stehen, stemmte die dicken Arme in die noch dickeren Hüften und starrte auf das reglose Mädchen im Bett. Vor Wut fand sie keine Worte, dann watschelte sie schneller, als man es ihrer dickleibigen Persönlichkeit hätte zutrauen können, auf das Bett zu und rüttelte die Schlafende unsanft an beiden Schultern, wobei sie sie gehörig und wütend beschimpfte.

Edith fuhr erschrocken und schlaftrunken hoch. Sie hatte sich bereits im Himmel gewähnt, jetzt erkannte sie entsetzt das wohlbekannte böse und gewöhnliche Gesicht ihrer Wirtin. Sie machte die Augen wieder zu, öffnete sie zum zweiten Male, und strich sich fassungslos über die Haare.

„Ausrücken wollten Sie, heimlich ausrücken!" schrie die Frau, auf den gepackten Koffer deutend. „Ausrücken! Ihre Sachen mitnehmen, das könnte Ihnen so passen!" Sie ergriff den leichten Koffer und hielt ihn wie ein Beutestück an ihren Busen gepreßt. „Machen Sie, daß Sie aufstehen und 'rauskommen."

Edith saß aufrecht im Bett und begriff nicht. Sie hatte doch sterben wollen. Sie hatte den Gasautomaten geöffnet und jetzt lebte sie.

„Machen Sie, daß Sie 'rauskommen, haben Sie nicht gehört?!" schrie die Frau. Sie war jetzt fast heiser vor Wut. „He, warten Sie, geben Sie den Ring her, der wird mich etwas entschädigen."

Sie ließ den Koffer fallen und ergriff Ediths linke Hand, an der sie als einziges Schmuckstück den Ring ihrer Mutter trug — den Verlobungsring, den zu versetzen oder zu verkaufen Maria Zylander sich geweigert hatte —, eine kleine, schöne schwarze Perle. Edith ließ es geschehen ohne sich zu wehren. Sie begriff noch immer nichts.

Sie sah die dicke, böse Frau an und ohne es zu wissen, murmelte sie: „Aber ich hab' doch . . . sterben wollen . . . der Gasautomat, er . . ."

Die Frau ließ sie los, sah sie an und lachte.

„Auch noch. So eine rücksichtslose Mieterin ist mir doch noch nicht vorgekommen. Ich beschütze Sie vor der Polizei, zeig' Sie nicht an und Sie wollten mir so 'ne Schweinerei machen. Nee mein Kindchen . . .", sie lachte noch immer, „jetzt aber 'raus! Dalli, hören Sie, der Gasautomat, der hat nicht funktioniert, den hab' ich nämlich am Hauptschalter abgestellt, weil ich Angst gehabt hab', Sie werfen mir Knöpfe oder sonst etwas hinein, um sich 'ne Tasse Tee zu kochen. Raus!" schrie sie von neuem und diesmal zerrte sie Edith an den Schultern aus dem Bett.

Edith begriff, daß es ihre Armut war, die sie verhindert hatte zu sterben, im Tode Zuflucht vor Not und Elend zu suchen. Plötzlich wurde sie wütend. „Lassen Sie mich los", sagte sie. Ihre Stimme war hart und befehlend. „Lassen Sie mich sofort los. Ich gehe ja schon von selber."

Aber die Wirtin, wohl ihrem Gebote Folge leistend, wich nicht aus dem Zimmer. Sie pflanzte sich schwer atmend in dem Stuhle auf. Edith warf den Kopf in den Nacken und tat, als wäre die Gegenwart der Frau Luft für sie. Trotzdem genierte sie sich. Sie fühlte den musternden scharfen Blick des alten dicken Weibes auf ihrem Körper und fröstelte wie unter einer unerwünschten körperlichen Berührung. Sie beschloß, sich nicht zu waschen, putzte sich nur schnell die Zähne und fuhr in ihre Sachen. Sie hatte den Mantel noch nicht angezogen, als die Frau sie aus der Tür schob, sie den Flur entlang drückte und dann die Etagentür öffnete. Edith wäre fast die Treppe hinuntergefallen. Die Sonne schien. Es war noch immer Frühling. Edith stand auf der Straße, allein und mittellos. Alles, was sie besaß, trug sie auf ihrem Körper.

*

Edith nahm die Zeitung auf, die jemand auf einer Bank in Bois hatte liegenlassen. Es war um die Mittagsstunde. Die Bonnen hatten die Kinderwagen nach Hause geschoben, die eleganten Reiter waren verschwunden, der Park schien still und ausgestorben. Die Blumen dufteten. Ein früher Schmetterling taumelte vergnügt durch die zarte Bläue. In den eleganten Restaurants saßen elegante Leute auf den Terrassen und aßen. Edith war schmerzhaft hungrig. Sie setzte die Zähne hart aufeinander und schlug die Zeitung auf.

Ihr Blick glitt teilnahmslos über die gesperrt gedruckte Vorderseite, überflog Tages- und Sportnachrichten und blieb an den Anzeigen haften. „Privatsekretärin per sofort gesucht. Miller, Hotel Imperial." Ihre Augen lasen es, einmal, zweimal, erst dann setzte ihr Begriffsvermögen ein. Miller, Hotel Imperial. Das Imperial lag an den Champs Elysées und war ein teures und gutes Hotel.

Schon stand Edith auf, befahl ihren müden Füßen zu gehen. Erst als sie aus dem Bois heraus war, sagte sie sich, daß es sinnlos war, überhaupt einen solchen Versuch zu unternehmen. Hundert andere mußten die Anzeige gelesen haben, hundert hatten sich bestimmt gleich ihr aufgemacht und waren ins Hotel Imperial gegangen, und und die Nerven, um sofort noch einen zweiten Selbst-

mordversuch zu wagen? Bevor sie den Mut aufbrachte, nur eine von den Hunderten konnte so glücklich sein, die Stelle zu bekommen. Es hatte keinen Sinn! Warum hinlaufen, wo sie doch von vornherein wußte, daß sie zu spät kam? Lieber in dem wärmenden Sonnenschein auf der Bank sitzenbleiben und sich auszuruhen! Aber war es nicht ebenso sinnlos auf einer Bank im Frühlingssonnenschein zu sitzen und das Leben seinen Gang gehen zu lassen? Mußte sie nicht alles versuchen? Hatte sie denn die Kraft sich in die Seine zu stürzen oder dicht vor ein daherkommendes Auto zu werfen, mußte sie eben essen und schlafen. Also los! Vielleicht war es doch eine Chance und wenn man sie abwies dann war es eben der Beweis, daß Selbstmord das einzige war, das ihr zu tun übrig blieb.

Sie trat schüchtern durch die Drehtüre an dem livrierten Türsteher vorbei. Sie ging durch die weite ruhige Halle zur Anmeldung hin. „Mister Miller?" fragte sie und ihre Stimme war vor Aufregung fast ohne Ton. „Mister Miller?"

„Werden Sie erwartet?"

Edith vor plötzlicher Aufregung unfähig zu sprechen, zog die Zeitung hervor und deutete mit einem zitternden Zeigefinger auf die Anzeige. Sie hörte die unpersönliche Stimme des Mannes durch ein Telephon sagen: „Mister Miller, da ist jemand, eine junge Dame, auf Ihr Inserat."

Dann wandte sich der Mann ihr zu, während er am Telephon etwas umstöpselte und sagte: „Zimmer 297. Sie möchten hinaufkommen." Edith drehte sich um.

„Halt", sagte der Mann, „Ihr Passierschein", und schob ihr einen weißen Zettel zu. „Wenn Sie herausgehen, abgeben und zeichnen lassen."

Edith nickte. Sie ging am Lift vorbei und die Treppe hinauf, eine breite, schöngeschwungene Treppe, die mit einem dicken blauen Läufer bedeckt war. Pagen liefen, kleine Tabletts in den Händen haltend, an ihr vorüber. Ein älterer Mann, eine Orchidee sorgsam vor sich hertragend, stieß beinahe mit ihr zusammen. Edith stieg die Treppe hinauf, langsam zuerst, dann schneller und schließlich rannte sie fast, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, bis sie atemlos vor der angegebenen Zimmernummer stand. Lieber Gott, dachte sie, wie sie es gestern abend gedacht hatte, allein in ihrem Bett und entschlossen, zu sterben, lieber Gott . . . Und wieder fiel ihr der alte Pfarrer aus der Religionsstunde ein.

„Gott ist gut", hatte er gesagt, „Gott ist gerecht, er bürdet niemandem mehr auf, als er tragen kann . . ."

Daß man sie überhaupt hinaufließ, nicht gleich unten abgewiesen hatte . . . sie schluckte, bevor sie klopfte.

Eine Stimme, die wie Eisen hart klang, rief „Herein".

Edith öffnete die Tür.

*

„Guten Tag", sagte Edith und blieb auf der Schwelle stehen, den linken Arm vor die Brust gepreßt, mit dem rechten die Tür hinter sich ins Schloß ziehend. Einige Meter vor ihr stand ein Mann, drehte ihr den Rücken zu und sah anscheinend sehr vertieft zum Fenster hinaus.

Edith wartete ein paar anstrengende Augenblicke, ob er sich nicht zu ihr herumdrehen und mit ihr sprechen würde. Er tat es nicht. Sie holte tief Atem und sagte schnell den wohl memorierten Satz.

„Ich habe Ihr Inserat im Morgenblatt gelesen und möchte mich gerne um die Stellung bewerben."

Der Mann antwortete nicht. Edith sah sich in dem großen und elegant eingerichteten Raume um, als suche sie nach einer zweiten Person. Jemand hatte vorhin „Herein" gerufen. In dieser Minute schien es ihr unglaubwürdig, daß die schweigsame, große Gestalt am Fenster jemals diese Aufforderung, einzutreten, hatte aussprechen können.

„Ich . . .", setzte das Mädchen von neuem an, schwieg und versuchte es noch einmal, „ich bin zwanzig Jahre alt. Ich schreibe einhundertzehn Silben in der Minute und spreche englisch, deutsch, französisch und schwedisch. Ich habe allerdings keine große Erfahrung als Privatsekretärin . . ."

Edith schwieg plötzlich, über sich selbst entsetzt. Sie sagte genau das, was sie zu verschweigen beabsichtigt hatte. Mühsam fuhr sie fort: „. . . glaube aber in der Lage zu sein, Ihre Anforderungen zu erfüllen. Ich werde mir alle Mühe geben . . .", setzte sie hinzu und machte wiederum eine Pause. Sie wartete jedoch vergebens auf eine Antwort. Der stille große Mann schien einen seltsamen Zwang auszuüben, so als zwänge seine Schweigsamkeit einen, alles von sich selbst zu erzählen, mehr als man wollte, Dinge zu erwähnen, die man selbst vergessen hatte.

„Wenn Sie nach Zeugnissen oder Empfehlungen fragen, so bedaure ich, Ihnen keine vorlegen zu können. Wohl habe ich hie und da Büroarbeiten erledigt . . ."

Plötzlich glaubte Edith zu wissen, daß der Mann ahnte, daß sie log. "Auf jeden Fall", murmelte sie mit versagender Stimme, „würde ich mir alle Mühe geben, den mir anvertrauten Posten nach besten Kräften auszufüllen."

Das Telephon, ein kleiner weißer Apparat, der auf dem Schreibtisch stand, klingelte laut und anhaltend. Der Mann griff, ohne sich umzuwenden, hinter sich, hob den Hörer ab und ließ ihn auf der Briefmappe liegen. Edith machte einen schnellen Schritt vorwärts, nahm den Hörer auf und sagte in die Muschel hinein: „Herr Miller bedauert, im Augenblick nicht sprechen zu können. Man möchte später noch einmal anrufen oder dem Portier eine Mitteilung hinterlassen." Sie legte den Hörer auf die leise klingende Gabel zurück und stand ganz still, angespannt wie ein junges Tier. War sie zu eigenmächtig gewesen? Oder hatte es in seiner Absicht gelegen, ihre Auffassungsgabe zu prüfen. Sie wurde unsicher und wußte nicht, ob sie richtig gehandelt hatte. Der Mann sprach noch immer nichts. Nun schwieg auch Edith verloren. Was sollte sie sagen? Was wollte er wissen? Warum fragte er nicht?

„Meine Gehaltsansprüche", sagte Edith nach einer Weile, „ich meine, was meine Gehaltsansprüche anbetrifft, so würde ich das übliche verlangen. Doch möchte ich, wenn irgend möglich, um einen kleinen Vorschuß bitten . . ."

Sie hustete vor Aufregung. Mein Gott, ich tue ja so, als ob er mich bereits engagiert hätte, dachte sie erschrocken, ich äußere bereits Wünsche und er hat noch nicht einmal „Guten Tag" gesagt. „Ich bin Vollwaise", hörte sie sich plötzlich sagen. „Meine Mutter ist vor wenigen Wochen gestorben. Mein Vater fiel im Krieg. Mit meinen väterlichen Verwandten stehe ich nicht in Verbindung, da sie von Anfang an gegen die Heirat mit meiner Mutter waren, und später Bedingungen stellten, denen sich meine Mutter nicht fügen wollte. Ich meine, ich glaube . . . ich wollte Ihnen nur sagen . . ., daß ich Ihnen meine ganze Zeit zur Verfügung stellen könnte."

Und jetzt geh ich, dachte sie, jetzt gehe ich. Es hat ja keinen Sinn, weiterzureden, wahrscheinlich ist der Mann taub oder stumm, ich weiß es nicht. Warum sagt er nichts? Warum läßt er mich reden? Jetzt gehe ich wirklich!

In diesem Augenblick drehte der Mann sich um und sah sie an. Er sah genau das Gesicht, das zu der Stimme paßte, dieser spröden, süßen, verzweifelten Stimme, die ohne Atem war und voll großer Angst. Es war ein schmales und zartes Gesicht, in dem die Augen groß und hell wie kleine blaue Bergseen über einem hungrigen und graziösen Munde lagen. Die Haut schimmerte bräunlich und spannte sich über hohe Wangenknochen, die etwas zu stark hervortraten. An den Schläfen, von denen das halblange, lockige und schwarze Haar etwas unordentlich hinweggekämmt war, sah er, daß das Mädchen Hunger hatte und trotz ihrer bräunlichen Haut blaß war. Seine Augen, die alles wahrnahmen, ohne daß ihr Blick es verriet, glitten über ihren Körper. Sie war weder groß noch klein, gerade von jenem schönen Ebenmaß, das eine Frage sinnlos und Maße belanglos machte. Sie stand sehr gerade auf hohen und schmalen Schenkeln, ihre Beine in den oft gewaschenen und ziemlich gestopften Strümpfen waren vollendet geformt, mit zarten, zerbrechlich scheinenden Gelenken und dem sanft angedeuteten Schwung der Wade. Er sah ihre Hände, schmale, energische Hände, die bräunlich waren, wie ihr Gesicht. Er sah ihren Hals, jung und lang wie ein Blütenstengel, ihr stolzes, festes und hochmütiges Kinn. Er sah, daß ihre Kleider vertragen waren, die Absätze ihrer Schuhe seit langem nicht gerichtet, und daß sie weder einen Hut noch Handschuhe besaß, und er wußte, daß er sich in sie verliebt hatte, in jenem Augenblick als sie in sein

Zimmer getreten war und er ihre Stimme zum ersten Male gehört hatte, diese süße, spröde, verzweifelte Stimme, die ohne Atem war und voll großer Angst. Er wußte es sehr genau und deutlich, daß es Liebe war, was er in diesen Augenblicken fühlte. Er kannte den Schlag seines Herzens und das seltsame und atemraubende Gefühl, wie sein Blut die vorgezeichneten Bahnen verließ und in seiner Brust anschwoll, gleich einem Quell, der die Haut zu sprengen drohte. Er kannte das leichte Schwindelgefühl, das sich seiner bemächtigte, die Blutlosigkeit im Hirn . . . und es erschien ihm Ewigkeiten, seit er solche Erschütterungen aller Sinne gespürt. Damals hatten sie jemand anderem gegolten, Carol, dem Mädchen, das er heiraten wollte, bevor man ihn in eine Irrenanstalt sperrte und ihn für gefährlich verrückt erklärte. Zugleich wußte er aber auch, daß er weder Carol noch dieses Mädchen lieben durfte, und er sah Edith noch einmal an, für alle Zeiten von ihr und seinen Gefühlen Abschied nehmend.

Wie unter einem Zwang sagte sie: „Ich vergaß, meinen Namen zu nennen, Edith Zylander heiße ich."

Edith Zylander, dachte der Mann und ein unmerkliches Lächeln ging über sein Gesicht. Die erste Frau nach fünf Jahren Eingesperrtsein. Edith Zylander. Denn merkwürdig, wie das Schicksal mit den Zufällen verfährt, war Edith die erste, die sich um den Sekretärinposten bei ihm bewarb. Es stimmte jedenfalls insofern, als er am Morgen ausgegangen war und in einer plötzlichen Laune dem Portier gesagt hatte, er möge alle etwaigen Bewerberinnen nach Hause schicken, da er noch nicht mit Bestimmtheit sagen könne, ob er am Abend zurück sei. Er war dann gegen Mittag nach Hause gekommen, ohne einen eigentlichen Grund, nur knappe zehn Minuten bevor Edith sich bei ihm melden ließ. Und selbst als ihm der Portier hinauftelephonierte, hatte er gedacht: Wozu eigentlich eine Sekretärin? Je weniger Leute wissen, daß ich mich auf freiem Fuß befinde, um so besser. Dennoch hatte er sie heraufkommen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Holder Lenz, du bist dahin!
Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
Wo ich sah dein frohes Blühn,
Braust des Herbstes banges Treiben.

Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine;
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Haine.

Wieder ist, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahingeschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
„Hat dein Herz sein Glück gefunden?"

Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

Nikolaus Lenau.

Das Südseeholz.

Kurzgeschichte von **Hermann Linden.**

Der Bankangestellte Günther befand sich auf einer Geschäftsreise, die ihn bis nach Straßburg führte. Als er seine Aufträge erledigt hatte, blieben einige freie Tage. Er überlegte, ob er nun, da er doch schon einmal ziemlich nahe war, nach Paris oder nach Marseille fahren sollte. Da er ein Freund von Schiffen und Matrosen sowie ein heimlicher Träumer von fremden Zonen war, entschied er sich für Marseille. Mit vielen Warnungen und Ratschlägen im Notizbuch fuhr er ab.

Vor einer Stunde war Günther in Marseille angekommen, und schon in dieser ersten Stunde mußte er erleben, daß Tod und Freude in dieser Stadt immer dicht zusammen sind. Er saß in einer Hafenwirtschaft und schaute durch das offene Fenster auf den Mastenwald. Gelächter, Gespräche und Gesang überdröhnten den Kai. Zuweilen erblickte er Gesichter, die keinem Menschen der fünf Erdteile, sondern Dämonen des Geisterreiches anzugehören schienen.

Günther wandte sich um und sah einen anderen Menschen an seinem Tische sitzen, dessen Eintreten unbd Platznehmen er in seiner Versunkenheit gar nicht bemerkt hatte. Der Mann war einer jener unzähligen Matrosen, die zum Alltagsbilde des Hafens gehören, ein Mensch von etwa 40 Jahren. Es begann eine kleine, schleppende Unterhaltung, bis das Stichwort fiel, das auf Günther wie eine Berauschung wirkte. Dieses Stichwort hieß: Südsee!

Die Inselgruppe, von der dieser einfache, plötzlich von einemSagenlicht umwobene Matrose gekommen war, hatte einen klangvollen Namen. Günther zog sofort sein Notizbuch und schrieb die sieben Silben auf. Beinahe wäre ihm bei der Bewegung sein Paß, der zwischen den Notizbuchblättern lag, zu Boden gefallen. Der fremde Matrose war so freundlich, Günther auf die besonders strenge Behütung seines Passes aufmerksam zu machen, da es gerade in Marseille unzählige Paßjäger geben sollte.

Viele Menschen haben irgend einen großen Traum, eine Liebe, deren Unerfüllbarkeit für sie fraglos ist. Des Bankangestellten Günther Unerfüllbarkeitstraum war die Südsee. Nun befand sich Günther in Marseille, in einer Hafenwirtschaft, und am Tisch mit ihm saß ein Mensch, dessen Augen die paradiesischen Urgefilde gesehen hatten. Der Matrose erzählte. In seinen einfachen Worten schimmerte fernes, wundervolles Licht. Dann sprach er von seinem Schiff, das nach Konstantinopel fahren würde. Auf diesem Schiff, sagte er, befanden sich Südseewaren, eigenartige, kostbare Sachen, geraubte Tempelfetische darunter, reine Perlen, von Tauchern unter Todesgefahr geborgen und ein Holz von einem Baum, der nirgendwo wachsen sollte als auf dieser Südseeinselgruppe, ein Holz, innen und außen schwarz wie das Lackhaar von Japanerinnen. Wenn man dieses Holz, behauptete der Matrose, indem er sich geheimnistuerisch über den Tisch vorbeugte, verbrannte, dann würde sich köstlicher Duft verbreiten, wie ihn keine Blumen der Erde ausströmten. Tausend Frank kostete jede winzige Stange dieses Holzes, das für einen türkischen Pascha bestimmt war.

Günther lauschte gebannt. Wäre die Erzählung von dem seltsamen Holz keine Südseegeschichte gewesen, so hätte Günther ungläubig gelächelt — Südseegebiet aber war für ihn Zauberland, vor dem jeder Zweifel erstarb. Der Matrose, wohl selbst von der Phantastik seiner Mitteilungen überzeugt, jedoch darauf versessen, sie zu beweisen, schlug Günther vor, mit auf das Schiff zu kommen, wo ein Stückchen Holz angebrannt werden sollte.

„Von dem teuren Holz für den Pascha?" fragte Günther überrascht.

„Nun, ein Spänchen", grinste der Matrose, dessen gelbliche Gesichtsfarbe Günther jetzt zum ersten Male auffiel.

Die beiden Männer gingen zum Schiff. Scheinbar legte es ebenfalls keinen Wert auf seinen Namen, oder war die flackernde Laternenbeleuchtung daran schuld, daß Günther, als sie aus dem Nachen stiegen, den Schiffsmann nicht entdecken konnte? Günther kletterte dem Matrosen die schmale Eisenleiter nach. Auf dem Deck war es dunkel und still wie auf den übrigen, ringsum verankerten Schiffen. Die Matrosen waren gewiß alle an Land gegangen, und die unsichtbaren Wachen hockten wohl schläfrig in irgendwelchen Ecken. Der Kailärm hörte sich vom Schiffsdeck wie muschelartiges feines Sausen an, in das sich zuweilen dumpfes Ächzen von Schiffsbewegungen mischte.

Plötzlich, bis jetzt noch ohne jeden Anlaß, überfiel Günther Angst, eisige Angst; sein Leichtsinn kam ihm voll zum Bewußtsein. Und schon sagte der Südseegeschichtenerzähler, als hätte er Günthers Gedanken erraten: „Also her mit dem Paß!"

Nach diesem Satz war kein Wort mehr zu sagen. Dieser Kerl, der Günther geraten hatte, auf seinen Paß zu achten, war also selbst ein Paßjäger und das blumenduftende Südseeholz ein Ködermärchen, auf das Günther hereingefallen war. Günther fühlte im gleichen Augenblick die Faust des Matrosen, der dazu noch frech lachte, an der Brust. Er stieß den Kerl, der genau wußte, wo sich der Paß befand, wütend zurück. Ein stummer Ringkampf begann. Günther spürte sich an Kraft dem Matrosen gewachsen. Jeder wollte den anderen zum Schiffsrand drängen. Günther, des Schiffsbodens unkundig, stolperte über ein in der Dunkelheit kaum wahrnehmbares Tau. Der Matrose benutzte dies zu einem abermaligen hurtigen Griff, den abzuwehren Günther jedoch wiederum gelang, aber die Wucht der gegenseitigen Angriffe war in diesem Augenblick so stark, daß beide Kämpfer über Bord stürzten, im Sturz sich aus der Umklammerung lösten und in den Fluten des Mittelländischen Meeres verschwanden.

Glücklicherweise war eine der privaten Leidenschaften Günthers das Schwimmen, und sein in vergangenen Jahren fleißig betriebenes Training rettete ihn nun vor dem Tode. Die Flutbewegung war schwach. Die Wellen spielten sich sachte fort. Nach wenigen Minuten war Günther, von niemandem bemerkt, am Strande. Ein Taxi barg seine triefende Gestalt und brachte ihn zum Hotel. Im Traum sah Günther den Matrosen wieder. Der Lügner ging über den Regenbogen, müde, langsam; er hatte einen langen Baumstamm, dessen Holz lackschwarz glänzte wie das Haar von Japanerinnen, über der rechten Schulter. Obwohl sturmwilde, blaue Wogen tief unter ihm zerfielen, ohne seiner habhaft werden zu können, flüsterte der Gelbhäutige immerzu, Mörder, Mörder — — ein Vorwurf, mit dem gewiß Günther gemeint war. Vielleicht war der Paßjäger ertrunken.

Vier Tage blieb Günther noch in Marseille. Es widerfuhr ihm nichts mehr, denn er ließ sich mit niemand mehr ein. Die Lektion der ersten Stunde, die ihn bald das Leben gekostet hätte, reichte aus, ihn vor weiterem Leichtsinn zu bewahren. Aber was es zu sehen gab, das sah er, und es war so viel, daß die Tage schneller vergingen als zu Hause die Stunden. Nur den Matrosen sah er nicht wieder. Aber keiner von denen, welchen Günther das Erlebnis erzählte, glaubte, daß der Mann ertrunken war. Sicherlich war er schon mit dem Schiff abgefahren, das dem türkischen Pascha in Konstantinopel das seltsame, duftende Holz bringen sollte.

Königin und Krinoline.

Die Krinoline, um deren Wiedereinführung schon seit einiger Zeit der Kampf tobt, hat, wie es scheint, einen entscheidenden Sieg errungen. Englands Königin Elisabeth hat den aufsehenerregenden Schritt getan, daß sie am Abend des Staatsbanketts, das dem König Karl bei seinem Londoner Besuch im Buckingham-Palast gegeben wurde, in einer Krinoline erschien. Es war wohl eins der reizendsten Kleider, die je in diesem Palast getragen worden sind, versichern begeisterte Augenzeugen, die den großen Eindruck nicht genug zu rühmen wissen, den die Königin machte, als sie unter dem kaum unterdrückten Beifallsgemurmel der Gäste in dem weiß und golden glänzenden Festsaal am Arm des Königs zu der großen hufeisenförmigen Abendtafel schritt. Die Gäste wußten schon, daß die Königin diese Gelegenheit benutzen wollte, die neue Mode der Krinoline einzuführen, aber bei aller Spannung hatte doch niemand ein Kleid von solcher Kostbarkeit und vollendeter Wirkung erwartet. Der breit ausfallende Rock, dessen Saum nicht weniger als 13 Meter maß, war aus glänzend silbergrauem Stoff und mit auf Tüll gearbeiteten Valenciennes-Spitzenstreifen besetzt. Die Spitze selbst war noch mit glitzernden Pailletten und Edelsteinen bestickt. Mit Hunderten von abgetönten Perlen war die spitz zulaufende Taille geziert, deren tief über die Schultern herabgehender Ausschnitt mit zart hellviolettem Rande abgesetzt war; dazu hatte sie winzige kurze Ärmel. Ein genau dazu passendes Schultercape verlieh dem schönen Gewand noch einen besonderen Reiz. Dazu trug die Königin eine Tiara, Ketten und Armbänder, die mit prächtigen Diamanten besetzt waren. Ehe die Königin Platz nehmen konnte, arrangierte sie sorgsam ihre kostbare, unge[illegible]nte Robe.

Bei solcher Befürwortung wird man annehmen müssen, daß die Krinoline dieses Mal weiter vordringen wird als bei den vielfachen Versuchen ihrer Einführung, die man schon seit 1911 erlebt hat. Man kann sich freilich nicht vorstellen, daß sie jemals wieder die allbeherrschende Stellung einnehmen könnte, die sie hatte, als Mme Pompadour sie im 18. Jahrhundert einführte oder als die Königin Viktoria sie in England 1840 wieder in Mode brachte und sie nun lange Jahre herrschte.



Bunte Chronik



Borneo-Prinzessin vertrug die Scheidung nicht.

Auf dem Newyorker Zentralbahnhof startete die Prinzessin Baba von Sarawak, die Gattin des Millionärs Bob Gregory, eine selbst für amerikanische Verhältnisse ungewöhnliche Sensation. Die Borneo-Fürstin hatte sich, ihres Mannes überdrüssig, entschlossen, über Newyork nach London zu reisen und Filmstar zu werden. Als der Pacific-Expreß in Newyork einlief und sie die Hälfte des Weges nach London, mit Fahrkarte, Filmvertrag und Visum in der Tasche zurückgelegt hatte, eröffnete sie den auf dem Bahnsteig versammelten Verehrern:

„Ich fahre umgehend zurück", und wies dabei auf den auf dem Nebengleis wartenden Expreß nach Kalifornien.

„Warum?" riefen die erstaunten Freunde der Prinzessin zurück.

„Ich habe von meinem Gatten zwei Briefe während der Fahrt erhalten und mich überzeugt, daß ich nicht nett genug zu ihm gewesen bin. Es ist das erste Mal seit unserer Heirat vor einem Jahr, daß ich nicht mit Bob zusammen bin. Ich werde auf seine Briefe aber nicht anworten, denn ich will ihn bei der Rückkunft überraschen!"

Prinzessin Baba kann anscheinend Trennung und Scheidung von ihrem Gatten nach einem Jahr ehelichen Lebens noch nicht vertragen.

Der Mann, der nie eine Frau sah.

Aus Athen wird der Tod des Mönches Mihailo Tolotes gemeldet, der den Ruf hatte, der einzige Mensch gewesen zu sein, der nie in seinem Leben ein weibliches Wesen gesehen hat. Mihailo Tolotes, der 82 Jahre alt geworden ist, wurde im Alter von wenigen Tagen aus den Trümmern des zusammengestürzten elterlichen Hauses geborgen und in das berühmte Kloster auf dem Berge Athos gebracht, das er nie wieder in seinem Leben verlassen hat. Er hat also nicht einmal seine Mutter mit Bewußtsein gesehen.



Lustige Ecke





„Das Aussehen Ihrer Gattin gefällt mir nicht!"
„Unter uns gesagt, Herr Doktor, mir auch nicht!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.